

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27162-5

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Elly Griffiths lebt mit ihrer Familie in der Nähe von Brighton. Bisher sind sechs Krimis mit der forensischen Archäologin Dr. Ruth Galloway und DCI Harry Nelson erschienen: «Totenpfad», «Knochenhaus», «Gezeitengrab», «Aller Heiligen Fluch», «Rabenkönig» und «Engelskinder».

«‹Engelskinder› ist ein fesselnder Krimi, der Fragen über Mutterliebe und Schuld aufwirft.» (Sunday Times)

«Wieder eine wundervolle Mischung aus antiken Mythen und einem spannenden Kriminalfall aus der Gegenwart. Eine erfreuliche Ergänzung dieser fantastischen Serie.» (Guardian)

«Sie interessieren sich für Forensik und Geschichte, mögen Liebesgeschichten und Krimis mit schrägen Figuren? ‹Engelskinder› hat all das und darüber hinaus einen Twist am Ende, der Sie umhauen wird.» (The Sun)

«Elly Griffiths hat es verstanden, eine ganz neue Figur zu erschaffen, die vorzüglich zur Serienheldin taugt. Sie könnte Simon Beckett ernstlich Konkurrenz machen.» (NDR)

«Eine gelungene Mischung aus Thriller, archäologischen Details und keltischer Mystik.» (Focus Online)

«Was für eine starke Protagonistin!» (The Times)

Elly Griffiths

Engelskinder

Kriminalroman

Aus dem Englischen von
Tanja Handels

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel «The Outcast Dead» bei
Quercus Editions Ltd., London.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag
Reinbek bei Hamburg, Juli 2018
Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«The Outcast Dead» Copyright © 2014 by Elly Griffiths
Redaktion Uta Rupprecht
Umschlaggestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg,
nach der Originalausgabe von Quercus Books
(Gestaltung: Ghostdesign.com)
Umschlagabbildungen shutterstock.com
Satz aus der ITC New Baskerville, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 27162 5

Inhalt

Widmung

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

Epilog

Danksagung

Quellen

1

«Und so erbitten wir, o Herr, deinen grenzenlosen Segen für diese Ausgestoßenen unter den Verstorbenen ...»

Das Grüppchen, das sich auf der Böschung unterhalb der Burgmauern versammelt hat, murmelt eine Erwiderung. Nur Ruth Galloway, die ganz weit hinten steht, schweigt. Sie trägt die höflich neutrale Miene zur Schau, die sie immer aufsetzt, wenn von Gott die Rede ist. Im Lauf der Jahre hat ihr diese Maske gute Dienste geleistet, und auch jetzt sieht sie keinen Anlass, sie abzulegen. Dabei findet sie die Andacht für die verstoßenen Toten durchaus lobenswert. Einmal im Jahr wird dieser ökumenische Gottesdienst für die namenlosen Toten von Norwich abgehalten: die in anonymen Gräbern verscharrten Leichen, die Armen, die Pestopfer – von allen vergessen und unbetrauert, wäre da nicht dieses bunt gemischte Häuflein aus Archäologen, Historikern und anderen Getreuen.

«Herr, du sagst uns, dass kein Sperling auf die Erde falle ohne Gott. Und so wissen wir, dass du auch diese Menschen gekannt hast und sie von dir geliebt wurden ...»

Der Pfarrer spricht mit dünner, zögerlicher Stimme, die kaum bis zu Ruth nach hinten dringt. Jetzt hört sie ohnehin nur noch Ted, einen der Feldarchäologen, der mit dröhnendem Bass die Erwiderung intoniert: «Wir werden ihrer gedenken.»

Ruth weiß nicht, ob Ted in irgendeiner Form religiös ist. Sie weiß nur, dass er in Bolton aufgewachsen und vielleicht Ire ist, vielleicht aber auch nicht. Falls er tatsächlich Ire sein sollte, wird er wohl katholisch sein, so wie DCI Harry Nelson, der sich, sosehr er das auch bestreitet, einen Restglauben an Himmel, Hölle und alles dazwischen erhalten hat. Beim Gedanken an Nelson fühlt Ruth sich unwohl. Sie entfernt sich, geht ein Stück weiter den Hang hinauf,

und eine Frau mit roter Jacke, die dicht beim Pfarrer steht, dreht sich zu ihr um und lächelt sie an. Ruth lächelt zurück. Janet Meadows, Lokalhistorikerin und Fachfrau für namenlose Tote. Zum ersten Mal ist Ruth ihr vor über einem Jahr begegnet, als sie das Skelett eines mittelalterlichen Bischofs zu untersuchen hatte, dem Wunderkräfte zugeschrieben wurden. Cathbad hatte sie damals mit Janet in Kontakt gebracht, und auch jetzt rechnet Ruth noch damit, dass ihr Druidenfreund jeden Moment im Schatten der Burg auftauchen könnte, mit wehendem lila Umhang, den sechsten Sinn auf Dauerempfang geschaltet. Doch Cathbad ist weit weg, und Zauberkräfte haben ihre Grenzen, wie Ruth nur zu gut weiß.

Der sanfte Sommerwind trägt Wortfetzen zu ihr herüber.

«Gedenken ... verloren ... vorausgegangen ... himmlischer Vater ... Allerbarmer ... Gnade ... Vergebung.»

So viele Worte, denkt Ruth (keineswegs zum ersten Mal), und sie sagen doch so wenig. Die Toten sind tot, und kein Wort, so klingvoll es auch sein mag, kann sie je wieder zurückholen. Ruth ist forensische Archäologin und mit Toten wohlvertraut. Sie glaubt fest daran, dass man ihrer gedenken und ihre Knochen mit Respekt behandeln muss, erwartet aber nicht, sie dereinst wiederzusehen, wenn sie auf Wolken der Herrlichkeit himmelwärts schweben. Unwillkürlich blickt sie zum blassblauen Abendhimmel hinauf. Es ist Juni, der längste Tag des Jahres steht kurz bevor.

Teds vernehmliches «Amen» zeigt an, dass der Gottesdienst zu Ende ist, und Ruth kehrt zu den anderen zurück, die dicht gedrängt auf dem in die grasbewachsene Böschung gehauenen Zuschauerrund sitzen oder stehen. Sie geht auf Ted zu, sieht dann aber, dass er mit Trace Richards redet, die ebenfalls zum Team der Feldarchäologen gehört. Ihrem plakativ alternativen Äußeren - lila gefärbtes Haar, zahllose Piercings - zum Trotz kommt Trace aus einer äußerst wohlhabenden Familie und hat sich erst kürzlich mit

einem bekannten Geschäftsmann aus der Gegend verlobt. Ruth kann nicht viel mit ihr anfangen, und so dreht sie in letzter Sekunde ab und findet sich neben Janet wieder.

«Mir gefällt dieser Gottesdienst», sagt Janet. «Wir sollten wirklich viel mehr auch an die einfachen Leute denken. Nicht immer nur an Könige und Bischöfe und Leute, die reich genug sind, um sich Schlösser zu bauen.»

«Das ist mit ein Grund, warum ich Archäologin geworden bin», sagt Ruth. «Ich wollte herausfinden, wie die einfachen Leute gelebt haben.» Sie muss an Erik denken, ihren einstigen Doktorvater und Mentor, der immer zu sagen pflegte: «Wir sind ihre Chronisten. Wir halten ihr tägliches Leben, ihre Alltagsgeschäfte, ihre Hoffnungen und Träume für die Ewigkeit fest.» Doch Erik ist tot, und seine Hoffnungen und Träume sind von allen vergessen, außer von Menschen wie Ruth, deren Leben er unwiderruflich geprägt hat.

«Haben Sie nicht gerade eine Ausgrabung oben an der Burg?», fragt Janet.

«Ja», sagt Ruth. «Gleich hier drüben, neben dem Eingang zum Café.»

«Und haben Sie was gefunden?»

«Wir glauben, die Überreste von ein paar Gefangenen gefunden zu haben, die hingerichtet wurden.»

«Woher wissen Sie denn, dass es Gefangene sind?»

«Sie wurden ohne jedes Zeremoniell beerdigt, kein Leichentuch, kein Sarg. Manche hatten noch Fesseln an den Händen. Und sie wurden bäuchlings begraben, mit dem Gesicht nach unten und von Norden nach Süden.»

«Von Norden nach Süden?»

«Bei christlichen Begräbnissen wird normalerweise auf einer West-Ost-Achse beerdigt: Der Kopf zeigt nach Westen, die Füße zeigen nach Osten.»

Janet nickt nachdenklich. «Sie standen also tatsächlich außerhalb aller christlichen Nächstenliebe, oder? Womöglich haben sie noch nicht einmal besonders schlimme Ver-

brechen begangen. Anfang des neunzehnten Jahrhunderts kam man manchmal schon als Taschendieb an den Galgen.»

«Ich weiß», sagt Ruth. Das Skelett, das sie gestern ausgegraben hat und bei dem es sich, wie sie glaubt, um eine Frau handeln könnte, die sich eines weitaus schrecklicheren Verbrechens schuldig gemacht hat, erwähnt sie nicht.

«Können Sie die Leichen datieren?», fragt Janet.

«Wir können eine Radiokarbonanalyse der Knochen vornehmen», sagt Ruth, «und die Gegenstände untersuchen, die sich im Grab finden. Außerdem wissen wir, dass verurteilte Straftäter vor allem von Mitte bis Ende des neunzehnten Jahrhunderts innerhalb der Burgmauern begraben wurden. Vorher wurden sie meistens als Sektionsobjekte an Wundärzte weitergegeben. Sie zu beerdigen war sogar strafbar. Und noch früher wurden sie mit Pech übergossen und in Metallkäfigen gehenkt.»

«Am Galgen.»

«Richtig. Anscheinend konnte man noch bis in die Zeit von Königin Viktoria hinein Tote sehen, die in solchen Käfigen am Galgen ausgestellt wurden.»

«In der Innenstadt gibt es eine Gibbet Street, eine Galgenstraße», sagt Janet. «Und die Heighman Street hieß früher Hangman's Lane, Henkersgasse. Hinrichtungen waren in Norwich immer ein großes Ereignis», fährt sie in gleichmütigem Ton fort. «Sie wurden hier vor der Burg vollstreckt. Manchmal gab es dazu auch einen Markt oder Jahrmarkt, um die Sache noch vergnüglicher zu machen, und dann erklangen die Glocken von St. Peter Mancroft, und die Verurteilten wurden nach draußen geführt, der Geistliche und der Kerkermeister vorneweg.»

Wie alle guten Historiker schafft es Janet, einem die Vergangenheit plastisch vor Augen zu rufen. Ruth schaut zur Burg hinauf, die sich schwarz und viereckig vor dem Himmel abhebt. Fast glaubt sie, die Gebete des Geistlichen zu hören, so wie zuvor die Worte des Pfarrers, die in der Som-

merluft verklängen. Das Läuten der gewaltigen Glocken, das Johlen der Menge, das bleiche Gesicht des zum Tode Verurteilten, bevor ihm die Kapuze übergestülpt wurde.

«Das muss grauenvoll gewesen sein», sagt sie.

«Grauenvoll?», fragt eine Stimme hinter ihr. «Was ist grauenvoll?» Ruth dreht sich um und sieht sich ihrem Institutsleiter Phil Trent gegenüber, der aussieht, als wäre er auf dem Weg zum Cricket: Er trägt eine weiße Hose, ein Polohemd und einen Panamahut.

«Ach, nichts», sagt sie.

Phil fragt nicht weiter. Er interessiert sich selten für das, was Ruth zu sagen hat, obwohl sie zurzeit recht hoch bei ihm im Kurs steht, seit sie einen Vertrag für ihr erstes Buch abgeschlossen hat. Das Buch über eine Ausgrabung in Lancashire hat zwar weder etwas mit Phil noch mit dem Institut zu tun, was Phil aber nicht daran hindert, es sich größtenteils selbst auf die Fahne zu schreiben. Allzu viel Wert auf ihre Gesellschaft legt er normalerweise trotzdem nicht, doch heute sprüht er geradezu vor Herzlichkeit, fasst Ruth am Arm und lenkt sie von Janet weg. Ruth wirft einen entschuldigenden Blick über die Schulter, und Janet reagiert mit einem Lächeln und einem kuriosen kleinen Winken.

«Großartige Neuigkeiten, Ruth», sagt Phil.

Ruth setzt eine neutrale Miene auf. Sie bezweifelt stark, dass diese Neuigkeiten sie betreffen. Es wird sich wohl um eine Beförderung für Phil oder eine neue Geldquelle für das Institut handeln. Womöglich sind sie auch privater Natur. Phil lebt mit Ruths Freundin Shona zusammen, die beiden haben vor kurzem ein Kind bekommen. Vielleicht wollen sie ja heiraten?

«Du weißt doch, unser Fund von gestern.» Er senkt die Stimme.

Das «unser» ist nun wirklich ein starkes Stück, denn Phil war gar nicht vor Ort, als Ruth das Skelett der Frau ent-

deckt hat, auch wenn er schleunigst erschienen ist, als er davon erfuhr.

«Er hat einiges Aufsehen erregt», fährt er fort.

«Bei der English Heritage?» Jetzt ist Ruth tatsächlich aufgeregt. Wer weiß, was sie noch alles finden könnten, wenn sie die staatliche Förderung von English Heritage für eine richtig große Ausgrabung bekämen? Die Burg von Norwich wurde im Mittelalter erbaut, und der Boden, auf dem sie stehen, muss zahllose Schichten von Schätzen bergen.

«Viel besser.» Phil strahlt vor Freude. «Beim Fernsehen!»

Ruth fährt durch nicht enden wollenden Verkehr zurück nach Hause. Sie hat die anderen Archäologen am Fuß der Burg zurückgelassen, wo sie mit warmem Weißwein und den vegetarischen Snacks feiern, die Janet spendiert hat. Das ist einer der größten Nachteile des Daseins als berufstätige Mutter. Die Arbeit selbst ist nicht das Problem, das kriegt man schon alles irgendwie geregelt. Problematisch sind die anderen Sachen. Die Feierabend-Drinks, die Abschiedsfeiern, die Freitagabende, wenn jemand vorschlägt, noch einen Happen essen zu gehen. Mit anderen Worten: all die Gelegenheiten, bei denen die eigentlich wichtigen Kontakte geknüpft werden. Die muss Ruth fast immer ausfallen lassen. Sie kann schon nicht mehr zählen, wie oft sie als Letzte von einer anstehenden Ausgrabung erfahren hat, weil «gestern Abend im Pub» darüber gesprochen wurde. Phil ist besonders gut im Networking, ständig stiehlt er sich mit ein paar Kumpels davon, um bei einem Teller Pasta Pläne zu schmieden. Aber Phil ist ja auch nur berufstätiger Vater. Sein Arbeitsleben wird durch seine Kinder kein bisschen eingeschränkt.

Ruth hingegen hat keine Zeit, im Gras zu liegen und über Tote zu plaudern. Auch so wird es wohl schon nach acht sein, wenn sie Kate bei der Tagesmutter abholt. Sandra ist

zwar immer sehr verständnisvoll, doch Ruth will ihre Gutmütigkeit nicht überstrapazieren. Schließlich weiß sie nie, wann sie um den nächsten Gefallen bitten muss. Und so macht sie sich auf die langwierige Fahrt von Norwich nach King's Lynn, die stauanfälligste Strecke von ganz Norfolk. Doch während sie ständig die Spur wechselt, vor roten Ampeln festsetzt und sich immer wieder für Abkürzungen entscheidet, die den Weg letztlich nur verlängern, ihr aber wenigstens ein Vorankommen suggerieren, denkt sie weder an ihre Kollegen noch an ihre heißgeliebte Tochter. Sie denkt an die Tote von der Ausgrabungsstätte.

Sie wusste es sofort, als sie es sah. Ein Skelett, an dem noch ein paar Fetzen Kleidung hingen, das Gesicht nach unten, die Hände auf dem Rücken gefesselt. Den Atem allerdings nahm ihr, was sich am Ende des einen Armes befand: ein eiserner Haken, die Spitze schon fast weggerostet, der wenig fachmännisch in den Handwurzelknochen geschraubt war. Als das Skelett vollständig ausgegraben war und Ruth anhand des Beckenknochens erkennen konnte, dass es sich um eine Frau handelte, verfestigte sich ihre Überzeugung, dass sie Jemima Green vor sich hatte, auch bekannt als Mother Hook. Selbst Ruth, die Geschichten über «wahre Verbrechen» hasst wie die Pest (wobei sie die Pest an sich natürlich sehr interessiert), hat schon von Mother Hook gehört, der vermutlich berühmtesten und berüchtigtsten Mörderin in der Geschichte Norfolks. Als sogenannte Babyfarmerin, eine viktorianische Albtraum-Version der heutigen Tagesmutter, war Jemima Green des Mordes an einem Kind angeklagt worden, das ihr zur Pflege überlassen worden war. Man vermutete damals, dass sie noch etwa zwanzig weitere Kinder umgebracht haben könnte. Sie war unter den letzten Frauen, die vor der Burg gehängt wurden, zweifellos vor ausverkauftem Haus. Doch ihr Ruf hat sie überdauert, was sicher größtenteils an dem schaurig-faszinierenden Haken lag. Seit Peter Pan stei-

gerten solche eisernen Prothesen die Schreckenskraft von Theater-Schurken. Und die Tatsache, dass Jemima Green statt einer Hand einen Haken hatte, verstärkte die Vorstellung von einer Frau, der alle natürlichen Instinkte fehlten, einer Mutter, die tötete, anstatt zu hegen und zu pflegen. Die Hand an der Wiege wurde zum Folterinstrument. Ruth fährt unwillkürlich immer schneller und verpasst um ein Haar die Abfahrt auf die A47.

Wenn sie tatsächlich die Überreste von Mother Hook gefunden haben, wird die Öffentlichkeitswirkung enorm sein. Über Jemima Green wurden zahllose Bücher geschrieben und sogar eine recht fragwürdige Musikkomödie mit dem Titel *Am Haken*. Kein Wunder, dass sich jetzt auch das Fernsehen dafür interessiert. Doch jedes Mal, wenn Ruth an das Skelett denkt, an die Reste der Kapuze, die es noch über dem Kopf trug, und den im Tageslicht funkelnden eisernen Haken, wird ihr eiskalt bis ins Mark. Am liebsten würde sie künftig gar nichts mehr mit dieser Ausgrabung zu tun haben, doch wenn sie an Phils ekstatische Miene zurückdenkt, ist ihr klar, dass sie nicht entkommen kann.

Kate schläft bereits, als Ruth endlich bei Sandra eintrifft, was ihre Schuldgefühle nur noch verstärkt. Sie trägt ihre Tochter zum Wagen, doch während sie noch versucht, die Kleine in den Kindersitz zu verfrachten, wacht Kate auf. «Mum», sagt sie anklagend.

«Hallo, Kate. Wir fahren jetzt heim.»

«Heim», echot Kate und schließt die Augen wieder.

Heim. Während Ruth durch den sommerlichen Abend fährt, vorbei an den Vororten von King's Lynn, den verführerischen Ausblicken auf das Meer und den Campingplätzen, die sich saisonbedingt allmählich füllen, denkt sie an ihr gemeinsames Heim, ihres und Kates. Ruth bewohnt ein abgelegenes Häuschen am äußersten Rand des Salzmoors. Einen Großteil des Jahres sind ihre einzigen Nachbarn die Vögel, die über das struppige Gras und die sandigen Dünen

hinweg zum Meer fliegen. Hin und wieder bekommt sie Gesellschaft in Gestalt ihres nomadischen Nachbarn Bob Woolunga, seines Zeichens australischer Ureinwohner, oder in Gestalt der Wochenendurlauber, denen das Häuschen auf der anderen Seite gehört. Doch meistens ist sie mit Kate allein. Und meistens möchte Ruth das auch genau so haben. In letzter Zeit allerdings, vor allem im vergangenen Winter, als sie tagelang eingeschneit waren, fragt sie sich zunehmend, ob das wirklich der ideale Ort ist, um ein Kind großzuziehen. Sollte sie nicht doch näher an der Zivilisation leben, an Spielgruppen, Asia-Imbissen und solchen Dingen? Das Dumme ist nur, dass Ruth sich in der Regel nicht allzu viel aus der Zivilisation macht.

Es ist noch hell, als sie ihr Häuschen erreicht, doch die Schatten werden bereits dunkler. Der Bewegungsmelder, den Nelson vor drei Jahren eingebaut hat, schaltet sich ein, als Ruth die schlafende Kate ins Haus trägt. Flint, ihr rot getigelter Kater, begrüßt sie überschwänglich und streicht Ruth um die Beine, während sie mit Kate auf dem Arm die Treppe hinaufgeht. Bitte nicht wach werden!, beschwört sie ihre Tochter stumm. Sie liebt dieses Kind mehr als ihr Leben, trotzdem ist die Aussicht auf einen Abend mit Flint und einem Glas Wein vor dem Fernseher um einiges verlockender als stundenlanges Schlafliedersingen und Vorlesen der Abenteuer von Dora, der kleinen Forscherin. Kate schnauft und seufzt zwar, als Ruth sie ins Bett legt, wacht aber zum Glück nicht auf. Auf Zehenspitzen schleicht Ruth zurück nach unten. Flint hält sich dicht hinter ihr. Er will sichergehen, dass seine Abendmahlzeit auch ganz oben auf ihrer Prioritätenliste steht.

Ruth füttert Flint, macht sich ein Sandwich und schenkt sich ein Glas Rotwein ein. Dann schiebt sie einen Stapel Bücher vom Sofa, setzt sich und zappt durch die Programme. Eine Kochsendung? Bitte nicht, sie hat auch so schon genug Gewichtsprobleme, ohne in solchen Kuchen-Pornos

zu schwelgen. *Restoration Homes*? Nein, ihr Mitgefühl für Menschen, die millionenschwere Villen erstehen und sich anschließend über den Hausschwamm in der Orangerie beschweren, hält sich in Grenzen. Die Nachrichten? Na, wenn's denn sein muss. Sie sollte sich wirklich mehr darüber informieren, was in der Welt so vor sich geht.

Auf dem Bildschirm erscheint ein breitschultriger, dunkelhaariger Mann, der finster in die Kamera blickt.

«DCI Harry Nelson», kommentiert der Nachrichtensprecher, «verweigerte heute jeden Kommentar, doch die Polizei von King's Lynn bestätigte, dass die siebenunddreißigjährige Liz Donaldson im Zusammenhang mit dem Tod ihrer drei Kinder vernommen wird.»

Jetzt ist das Foto einer blonden Frau zu sehen, die lachend ihr Baby auf dem Arm hält.

2

Als er endlich zu Hause ist, fühlt sich Detective Chief Inspector Harry Nelson, als hätte er mehrere Jahre nicht geschlafen. Und fast zum ersten Mal, seit er verheiratet ist, wünscht er sich beim Anblick des Wagens seiner Frau vor dem Haus, Michelle wäre mit ihren Freundinnen ausgegangen oder zu ihrer Mutter gefahren, anstatt ihn jetzt mit einem warmen Abendessen zu erwarten und einen detaillierten Bericht über seinen Arbeitstag hören zu wollen. Was soll er ihr denn erzählen? Heute habe ich eine junge Mutter verhört, eine Frau, die dir gar nicht unähnlich ist – attraktiv, unabhängig, intelligent –, und musste sie fragen, ob sie ihren drei Kindern Kissen aufs Gesicht gepresst und sie erstickt hat, bis sie tot waren. Ich musste eine Frau, die gerade ihr drittes Kind verloren hat, fragen, ob dieser Verlust womöglich keine Tragödie war, sondern schlichter Mord. Und das alles begleitet von der offenen Feindseligkeit meiner Mitarbeiter. Judy, die glaubt, Liz Donaldson leide unter einer posttraumatischen Belastungsstörung. Clough, der erklärt, keine Mutter wäre jemals zu so etwas fähig, obwohl er doch weiß, dass Mütter dazu durchaus fähig sind und es auch tun. Selbst Tim, den Nelson als Stimme der Besonnenheit und der Vernunft aus Blackpool hierher geholt hat, fühlt sich unwohl mit der Sache. «Der Untersuchungsrichter hat im Fall der ersten beiden Kinder natürliche Todesursachen festgestellt. Es wäre doch möglich, dass wir es mit einem erblichen Geburtsfehler zu tun haben.» Möglich, aus Nelsons Sicht aber nicht sehr wahrscheinlich. Er hatte schon oft mit solchen Fällen zu tun, er weiß, dass es jedem menschlichen Gefühl widerstrebt, eine Mutter des Mordes an ihren Kindern für fähig zu halten. Als hingebungsvoller Vater findet er es ausgesprochen kränkend, dass die Leute offenbar nur allzu schnell bereit sind, dem Vater die Schuld

zuzuschieben. Aber die Mutter ... Bei der Mutter ist das etwas anders.

Michelle kommt aus der Küche, als sie ihn die Tür aufschließen hört. Sie ist wie immer wunderschön, trägt noch ihre Arbeitskleidung, ein eng anliegendes graues Kleid und High Heels. Das blonde Haar trägt sie zu einem aufwendigen französischen Zopf geflochten, das sorgfältige Make-up ist nur um die Augen herum ganz leicht verwischt. Im ganzen Haus duftet es würzig nach Shepherd's Pie. Es stimmt, was Nelsons Mutter ihm immer sagt: Er hat tatsächlich die perfekte Ehefrau. Wie es wohl wäre, zu Ruth nach Hause zu kommen? Sie würde wahrscheinlich mit ihrem Kater auf dem Sofa hocken, Wein trinken und sich irgendwelchen intellektuellen Mist im Fernsehen anschauen. Ärgerlich über sich selbst, schüttelt Nelson den Kopf. Warum zum Teufel denkt er jetzt an Ruth?

«Hallo, Schatz.» Michelle reckt ihm das duftende Gesicht zum Kuss entgegen. «Wie war dein Tag?»

«Absolut beschissen.»

«Deine Mutter hat angerufen und erzählt, sie hätte dich im Fernsehen gesehen.»

Nelson stöhnt auf und geht zum Kühlschrank, um sich ein Bier zu holen. Es ist auch so schon alles schlimm genug, da muss sich nicht auch noch seine Mutter einmischen.

«Es ist dieser Fall», sagt er. «Die Frau mit ihren drei toten Kindern. Ein gefundenes Fressen für die Presse. Wir hatten sogar schon Anrufe aus den Staaten. Whitcliffe ist im siebten Himmel.»

Nelsons Chef Gerry Whitcliffe liebt die Öffentlichkeit – nur einer von vielen Punkten, in denen Nelson und er sich diametral unterscheiden.

«Glaubst du denn wirklich, sie hat das getan?» Michelle holt die Teller aus dem Ofen. «Ihre drei Kinder umgebracht?»

Nelson setzt sich an den Küchentisch und drückt sich die kondenswasserfeuchte Bierdose an die Stirn. «Keine Ahnung», antwortet er müde. «Aber ich muss es in Betracht ziehen. Das ist schließlich mein Job.»

Das Dumme ist: Er glaubt tatsächlich, dass sie es getan hat. Liz Donaldson erschien ihm auf den ersten Blick verdächtig. Dabei war er nicht einmal als Erster am Tatort, als das Krankenhaus den plötzlichen Kindstod meldete. Diese Rolle fiel Detective Sergeant Judy Johnson zu, die in Kinder- und Opferschutz geschult ist und dazu noch in Trauerberatung und -begleitung und dem ganzen Kram. Gemäß dem Polizeiprotokoll hat Judy zusammen mit dem Hausarzt bei den Donaldsons vorgesprochen. Sie hat die heiklen Fragen gestellt und den Ort des Ablebens – ein Babybett in einem Zimmer im ersten Stock – in Augenschein genommen. Und sie hat berichtet, die Mutter lege das ruhige, fast entrückte Verhalten an den Tag, das für einen schweren Schock spricht. Nelsons innere Alarmglocken schrillten sofort. Ruhig? Entrückt? Wenn einer seiner Töchter etwas passiert wäre, würde er die Wände hochgehen. Er dachte an den letzten Sommer zurück, als Kate in großer Gefahr gewesen war, an Ruths wilden Blick, während sie sich an ihn klammerte und ihn anflehte, die gemeinsame Tochter zu retten. Von ruhigem Verhalten hätte man damals ganz bestimmt nicht reden können, weder bei ihm noch bei ihr. Doch Judy fand diese Reaktion völlig normal. «Sie empfindet das alles als unwirklich, fast so, als würde sie schlafwandeln. Sie dürfen nicht vergessen, dass sie schon zwei Kinder verloren hat. Wahrscheinlich kann sie gar nicht glauben, dass es schon wieder passiert ist.»

Doch natürlich hat genau diese tragische Tatsache Nelson dazu gebracht, selbst bei Liz Donaldson vorzusprechen. Ein totes Kind, und die fürsorgliche Opferschutzbeamtin steht vor der Tür – drei tote Kinder, dann steht dort ein

Detective Chief Inspector nebst Notizbuch und einem bösen Verdacht. Judy begleitete ihn und achtete die ganze Zeit darauf, dass er auch genug Mitgefühl zeigte. Und er hatte ja auch Mitgefühl, natürlich. Herrgott, die Frau hatte schließlich gerade ein Kind verloren. Und auf den ersten Blick wirkte Liz Donaldson auch sehr sympathisch. Sie war groß und schlank, hatte kurzes blondes Haar und eine anziehend dunkle Stimme. Sie empfing Nelson und Judy ohne jede Feindseligkeit, schien die ständigen Störungen durch die Polizei nur als weitere Bürde zu empfinden, die sie zu tragen hatte. Nelson wunderte sich, dass sie allein war. Judy hatte ihm erzählt, es gebe auch einen Mann, sie lebten aber getrennt.

«Das ging ja flott. Das Kind war doch erst ein paar Monate alt.»

«*David* war acht Monate alt», sagte Judy mit besonderer Betonung auf dem Vornamen. «Und die Ehe lief schon seit geraumer Zeit nicht mehr besonders gut. Der Tod von Samuel und Isaac war eine gewaltige Belastung für die Eltern.»

«Lauter Jungs», bemerkte Nelson.

«Richtig. Das macht es umso wahrscheinlicher, dass wir es mit einem Gendefekt zu tun haben.»

Und lauter biblische Namen, dachte Nelson weiter, behielt den Gedanken aber für sich.

Liz bat sie herein. Das Reihenhaus war fast quälend gründlich aufgeräumt, und drinnen duftete es geradezu betäubend nach Lilien. Lilien für den Tod, wie Nelsons Mutter immer sagte. Das Wohnzimmer war voll mit Karten und Blumen. Nelson überlegte, ob Liz sich wohl an Davids Geburt vor nicht einmal einem Jahr erinnerte, als das Haus sicher auch voll Blumen gewesen war. Jetzt war die Stimmung naturgemäß sehr gedämpft. Malven- und Lilatöne herrschten vor, Fußspuren im Sand, Engel und traurige Teddybären. Aufrichtiges Beileid, wir schließen ihn in unsere Gebete ein,

er ist nun geborgen im Schoße Gottes. Nelson saß auf dem äußersten Rand von Liz Donaldsons Sofa und wunderte sich über sich selbst, weil er instinktiv den fast übermächtigen Wunsch verspürte, zu fliehen, so viele Kilometer wie nur möglich zwischen sich und dieses von Tragik erfüllte Zimmer zu bringen. Doch Judy hatte sich bereits vorgebeugt und fragte Liz, wie es ihr gehe, ob sie auch genug schlafe, genug Unterstützung habe ...

«Meine Mutter war bis eben hier», sagte Liz. «Gestern war Bob da, aber der arme ist natürlich am Boden zerstört. Manchmal glaube ich, für Männer ist es schlimmer.»

Bob, registrierte Nelson. Das musste dann wohl der Exmann sein. Er glaubte, eine gewisse Selbstgefälligkeit in Liz' Stimme zu hören. Bob war am Boden zerstört, während Liz hier saß, bleich, aber eindeutig intakt, und mit trauriger Würde ihre Fragen beantwortete.

«Es tut mir so leid, Liz», sagte Judy. «Aber wir müssen Ihnen noch ein paar Fragen zu Samuel und Isaac stellen. Ist das in Ordnung?»

«Aber ja.»

«Samuel war ein halbes Jahr alt, als er starb, und Isaac knapp über ein Jahr?»

«Richtig.»

«Haben Sie je erfahren, was die Todesursache war?»

Liz wandte den Kopf, betrachtete mit leerem Blick eine Karte, die einen kitschtriefenden Nachthimmel zeigte, darüber die Worte: «Heimgeholt zu Gott».

«Plötzlicher Kindstod. So stand es auf den Sterbeurkunden.»

Das wussten Nelson und Judy bereits aus den Unterlagen. In der Sprache der Untersuchungsrichter steht «plötzlicher Kindstod» für einen ungeklärten Todesfall, der keine weiteren Ermittlungen nach sich zieht. Nelson fragte sich, wer wohl die Obduktionen durchgeführt hatte.

«Es war sicher sehr schwer, keine Antworten zu bekommen», sagte Judy.

«Das war mit das Schwerste», sagte Liz. «Wir wussten einfach nicht, warum es passiert ist. Weder Bob noch ich haben jemals geraucht, keiner von uns hat Asthma, keiner hat Herzprobleme. Als Sammy starb, konnten wir noch glauben, dass es einfach ein schrecklicher Schicksalsschlag war. Aber als uns Isaac genommen wurde ...»

Genommen wurde, dachte Nelson. Seltsame Wortwahl. Doch Judy war weiterhin mitfühlend und einfühlsam und entlockte Liz auf diese Weise geschickt den Ablauf der Ereignisse. Samuel hatten sie eines Morgens tot im Bett gefunden, Isaac hatte plötzlich schlapp und teilnahmslos gewirkt. Sie waren mit ihm ins Krankenhaus gefahren, doch er war noch in der Notaufnahme gestorben. Und David hatte, wie sein ältester Bruder, nach dem Mittagsschlaf kalt und blau angelaufen im Bett gelegen.

«Ich wusste, dass er tot ist», erzählte Liz, «aber ich habe trotzdem noch versucht, ihn wiederzubeleben. Immer wieder habe ich es versucht, auch noch, als mir die Sanitäter schon gesagt hatten, dass es nichts bringt.»

Nelson nahm sich vor, diese Geschichte zu überprüfen.

«Sie sind Krankenschwester, nicht wahr?», fragte Judy.

«Früher. Bevor ich ... bevor die Jungs kamen.»

Die Jungs. Das klang nach Familie, nach einer fröhlichen Geschwisterbande. Doch Liz Donaldson hatte nie mehr als ein Kind gleichzeitig gehabt, jeder Junge war gestorben, bevor der nächste Bruder zur Welt kam. Nelson hatte versucht, sich vorzustellen, wie das wohl sein mochte, doch es gelang ihm nicht. Jetzt fällt ihm wieder ein, dass Liz sich plötzlich vorbeugte und Judy am Arm fasste.

«Haben Sie Kinder?»

Einen Moment lang sah es so aus, als wollte Judy nicht antworten, doch dann sagte sie ganz leise: «Ja.»

«Wie viele?»

«Einen Jungen. Er ist gerade ein Jahr geworden.»
«Passen Sie auf ihn auf», sagte Liz Donaldson. «Passen
Sie gut auf ihn auf.»
[...]